

EUROPÄISCHE UNION  
BUNDESREPUBLIK  
DEUTSCHLAND



REISEPASS



Schweizer Pass  
Passeport suisse  
Passaporto svizzero  
Passaport svizzer  
Swiss passport



EUROPESE UNIE  
KONINKRIJK DER NEDERLANDEN

PASPOORT



Ausländerausweis  
Livret pour étrangers  
Libretto per stranieri  
Legitimaziun d'esters

BUNDESREPUBLIK  
DEUTSCHLAND



KINDERREISEPASS

UNIONE EUROPEA  
REPUBBLICA ITALIANA



PASSAPORTO

UNIÓN EUROPEA  
ESPAÑA



PASAPORTE



COMUNIDAD EUROPEA  
ESPAÑA



PASAPORTE

REPUBLICA DE CUBA



PASAPORTE

Schweizer P  
Passeport suis  
Passaporto svizze  
Passaport svizzer  
Swiss passpo

Schweizer Pass  
Passeport suisse  
Passaporto svizzero  
Passaport svizzer  
Swiss passport

SLOVENSKA  
REPUBLIKA



CESTOVNÝ  
PAS

UNIONE EUROPEA  
REPUBBLICA ITALIANA



PASSAPORTO



Ausländerausweis  
Livret pour étrangers  
Libretto per stranieri  
Legitimaziun d'esters



DEN EUROPEISKE UNION  
DANMARK



PAS

Passeport Suisse  
Schweizer Pass  
Passaporto Svizzero  
Passaport Svizzer  
Swiss Passport



## Ausländer 2010

# Wie fremd ist (sich) die Schweiz?

Minarettabstimmung, Personenfreizügigkeit, Deutsche, Überbevölkerung: Diese Themen sorgten in den letzten Monaten für heftige Debatten. Ihr gemeinsamer Nenner – die Ausländer als Problem. Als Fremde, die mit ihrer kulturellen Andersartigkeit eine Bedrohung darstellen. Als billige Arbeitskräfte, die den Schweizern den Arbeitsplatz wegnehmen. Als arrogante besser Ausgebildete, die die Spitzenpositionen besetzen. Oder als schiere Masse, die den Hiesigen den Lebensraum streitig macht.

Bei diesen Diskussionen ging fast vergessen, dass die Schweiz mehr denn je auf Arbeitskräfte aus dem Ausland angewiesen ist. Nicht nur auf Bauarbeiter und im Gastgewerbe Tätige. Nicht nur auf Temporäre, die – wie der Fokus-Bericht verdeutlicht – als billige und rasch kündbare Arbeitnehmer eine Pufferfunktion übernehmen. Das Beispiel Gesundheitswesen, wo für die nächsten Jahre mehrere zehntausend Fachkräfte fehlen, macht vielmehr klar: Die Schweiz braucht dringend auch Hochqualifizierte. Weil sie es versäumt hat, eigene Fachleute auszubilden.

An den vielen gut geschulten deutschen Migranten zeigt sich, dass sich die Einwanderung in den letzten Jahren verändert hat. Wer also sind die Ausländer in der Schweiz 2010? Und wichtiger noch: Wer wird als Fremder, wer als Integrierter wahrgenommen? Dass die Sprache allein kein verlässlicher Indikator ist, veranschaulichen die beiden Artikel über deutsche Zuwanderer: Der IT-Spezialistin wie auch dem arbeitslosen Fachmann und der Hausfrau und Mutter fällt die Integration schwer. Und es zeigt sich auch an den hier geborenen jungen Frauen und Männern mit ausländischen Wurzeln, den Secondos, die die Sprache beherrschen und vielfach den Schweizer Pass haben, aber oft durch ihre Namen als Fremde erkennbar und benachteiligt bleiben.

Mit der Annahme der Minarettinitiative im Herbst 2009 sagten die Stimmbürger, was für sie fremd ist und nicht hierher gehört. Danach wurde eine Beschränkung der Personenfreizügigkeit gefordert. Derzeit ist vom «deutschen Filz» an Spitälern und Universitäten die Rede. Fremde bleiben in der Schweiz lange fremd. Mehr noch scheint die Eidgenossenschaft Ausländer – Fremde – aber dafür zu brauchen, um sich ex negativo, durch Abgrenzung von ihnen also, zu definieren. Das verrät einiges über Befindlichkeit und Selbstbewusstsein des Landes. Und über das Verständnis der eigenen Identität. Wann ist ein Schweizer ein Schweizer? Was macht die Schweiz zur Schweiz?

Gegenüber der helvetischen Ratlosigkeit ist die Seconda im Beitrag zur zweiten Generation deutlich weiter. Nicht der Entscheid für die eine Kultur und gegen die andere präge ihre Identität, sagt die junge Frau. Das würde auf eine Zerrissenheit hindeuten. Sie aber lebe mit beiden Kulturen.

Die Schweiz sollte es ihr nachtun.

*Paola Pitton*

## Zuwanderung

# Die neue Elite kommt aus dem Ausland

Seit die Personenfreizügigkeit mit der EU und der EFTA in Kraft ist, strömen zu Tausenden ausländische Arbeitskräfte in die Schweiz. Das erzeugt neben Wirtschaftswachstum und Wohlstand auch Probleme.

Text **Andrea Duttwiler**

Das Volk sagt Ja zur Minarettinitiative, die SVP fordert die Kündigung der Personenfreizügigkeit und will eine Ausschaffungsinitiative lancieren – im Herbst 2009 dominierte das Thema Ausländer die Schlagzeilen. Die rekordhohe Zuwanderung und die hartnäckige Wirtschaftskrise bilden eine konfliktreiche Konstellation – zumindest auf den ersten Blick. Deshalb lohnt sich ein zweiter Blick, um die reale Situation hinter den Schlagzeilen zu beleuchten.

2008 wanderten so viele Menschen in die Schweiz ein wie nie zuvor in einem Jahr: 99 000. So wuchs die Bevölkerung um 1,4 Prozent auf 7,7 Millionen Personen. Für 2009 ist der Trend zwar rückläufig, doch erreicht die Wanderungsbilanz mit hochgerechnet 74 000 wiederum einen hohen Wert. Möglich macht dies die Personenfreizügigkeit, genauer die Aufhebung der Ausländerkontingente per 1. Juni 2007. Nicht nur die Zahl der Migranten hat sich spürbar erhöht, bei ihrer Herkunft, Bildung und Motivation ist ebenfalls ein deutlicher Wandel zu beobachten.

Als die Wirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg boomte, holten Unternehmen gezielt günstige Arbeitskräfte aus dem europäischen Mittelmeerraum ins Land. Sie sollten als Konjunkturpuffer helfen, den Wirtschaftsmotor am Laufen zu halten, und dann wieder nach Hause zurückkehren. Eine Integration war nicht vorgesehen. Anfang der 60er-Jahre liess der Wirtschaftsboom nach, worauf der Bundesrat die Einwanderung von ausländischen Arbeitskräften mittels Kontingenten erstmals beschränkte. In den folgenden 40 Jahren dienten die Migranten weiterhin als Konjunkturpuffer. Zugleich nahm die Schweiz gemäss ihrer humanitären Tradition immer wieder Tausende von Flüchtlingen auf. Dadurch stieg der Anteil der ausländischen Bevölkerung zwischen 1941 und 2001 von 5,2 auf 19,7 Prozent.

## Neue gesetzliche Regelung zeigt Wirkung

Die Personenfreizügigkeit mit den EU-Mitgliedstaaten und mit den EFTA-Staaten, die seit 1. Juni 2002 in Kraft ist, setzte einen Strukturwandel in Gang, der sich seit dem Wegfall der Ausländerkontingente am 1. Juni 2007 noch akzentuiert hat. Eine deutliche

Veränderung ist bei der Herkunft der Migranten zu erkennen. Seit 2002 sorgen die Deutschen für den stärksten Zustrom an Einwanderern. Sie bilden inzwischen die zweitgrösste ausländische Bevölkerungsgruppe in der Schweiz. Am stärksten vertreten sind nach wie vor die Italiener, obwohl sich ihre Zahl etwas verringert hat. Die Portugiesen konnten ihren dritten Rang dank einem Zuwachs von 40 Prozent verteidigen. Etwas abgeebbt ist indes der Zustrom spanischer und türkischer Einwanderer. Insgesamt stammen die Migranten zu etwa 70 Prozent aus der Europäischen Union, primär aus Regionen, die der Schweiz kulturell und sprachlich nahe stehen. Die Einwanderungshürden für Personen aus Drittstaaten wurden dagegen erhöht.

Mit den veränderten Herkunftsgebieten geht ein höherer Bildungsstand der Migranten einher. Von den neuen Zuwanderern besitzen knapp 60 Prozent einen Hochschulabschluss. Das sind doppelt so viele wie unter den Schweizern selbst. Es findet also eine so genannte Überschichtung statt. Der «Brain Gain» macht die Schweiz als Standort attraktiv, was wiederum neue Hochqualifizierte anzieht. Die Unternehmen werben sie gezielt an, um ihre Spitzenpositionen mit international erfahrenen Spezialisten zu besetzen. Diese bilden die neue Elite, die in der Regel aber unter sich bleibt und keinen Integrationsdruck zu spüren bekommt.

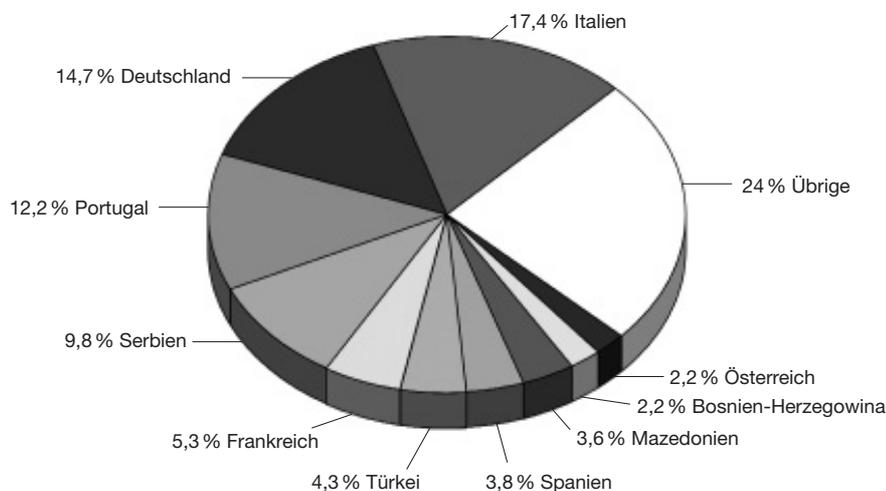
## Die Schweiz profitiert von der Überschichtung

Die Migrationsmotive haben sich ebenfalls gewandelt. 2008/09 reisten 41 Prozent der Einwanderer als Erwerbstätige in die Schweiz ein. 1998 waren es erst 20 Prozent, während der Grossteil auf den Familiennachzug entfiel. Der höhere Wert ist dem Strukturwandel im hiesigen Arbeitsmarkt zu verdanken – hin zu qualifizierten Tätigkeiten mit hoher Wertschöpfung. Einfachere Arbeiten werden heute mit dem Etikett Globalisierung versehen gerne ins Ausland verlagert. Der Aufschwung der letzten Jahre ist nicht zuletzt der Öffnung der Märkte und der Zuwanderung zu verdanken.

Da die Schweiz mit der neuen Zuwanderung hauptsächlich Know-how importiert, schafft sie aus volkswirtschaftlicher Sicht Wohlstand. Entgegen allgemeinen Befürchtungen verdrängen die

## Ausländische Wohnbevölkerung in der Schweiz

Total: 1 666 935 Personen



Quelle: Bundesamt für Migration

## Wichtigste Bewegungen der ständigen ausländischen Wohnbevölkerung

Bevölkerungsbewegungen	Jahr	
	9/2007–8/2008	9/2008–8/2009
Einwanderung <sup>1</sup>	162 253	137 728
Geburten	18 235	17 780
Auswanderung	53 214	53 555
Sterbefälle	5 020	5 235
Erwerb des Schweizer Bürgerrechts <sup>2</sup>	41 510	43 064

<sup>1</sup> Inklusive Umwandlungen und Statuswechsel  
<sup>2</sup> Ohne im Ausland wohnhafte Personen

Zuwanderer die Schweizer gesamthaft betrachtet nicht aus dem Arbeitsmarkt. Das zeigt die Arbeitslosenquote. Sie stieg bei den Schweizern von 1,1 Prozent im Oktober 2008 auf 2,9 Prozent im Oktober 2009. Bei den Ausländern erhöhte sich der Wert im gleichen Zeitraum von 2,7 auf 7,6 Prozent. Der Grund liegt auf der Hand: Ein Grossteil der Migranten ist in Branchen wie dem Gastgewerbe, dem Baugewerbe oder der Industrie tätig, die von der Krise besonders betroffen sind. Eine gewisse Verdrängung von Schweizern durch ausländische Arbeitnehmer findet allenfalls beim Mittelstand statt. Hochqualifizierte Migranten besetzen oft Spitzenpositionen, die Schweizer nicht ausfüllen können, und niedrigqualifizierte verrichten Tätigkeiten, die Schweizer nicht übernehmen wollen. Unbegründet sind auch die Ängste vor Lohndumping, wie die Lohnstrukturerhebung 2008 des Bundesamts für Statistik zeigt. Gemäss dieser Erhebung hat die Nachfrage nach hochqualifizierten ausländischen Arbeitskräften die Löhne für Stellen mit höchstem Anforderungsniveau gar nach oben getrieben. In dieser Kategorie verdienen Schweizer Arbeitnehmer zwar etwas weniger als ihre ausländischen Konkurrenten. Bei Stel-

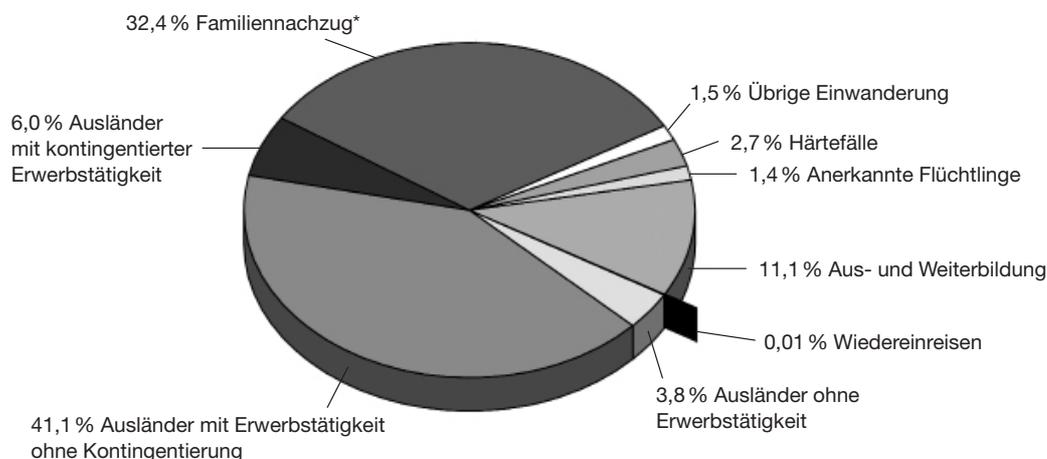
len mit niedrigem Anforderungsniveau hingegen sind normalerweise Schweizer besser bezahlt. Insgesamt leisten Ausländer heute 27 Prozent aller Arbeitsstunden. Gemäss dem Basler Ökonomeprofessor George Sheldon waren zwischen 1995 und 2000 die zugewanderten Hochqualifizierten für fast die gesamte Produktivitätssteigerung der Schweizer Wirtschaft verantwortlich. Durch den «Brain Gain» der letzten Jahre dürfte sich der Produktivitätseffekt noch verstärkt haben.

### Migranten sind mehr als Konjunkturpuffer

Obwohl die aktuelle Wirtschaftskrise ausländische Arbeitnehmer härter trifft als Schweizer Erwerbstätige, kehren weniger als erwartet in ihre Heimat zurück. Im Jahr 2008 entfielen auf 1000 Einwanderungen 361 Rückwanderungen. Durch die Personenfreizügigkeit sind ihre Bleibe- und Unterstützungsrechte geregelt. Sie werden nicht mehr als Konjunkturpuffer behandelt. Wegen des anhaltenden Zustroms von Migranten sahen sich Bundesrätin Micheline Calmy-Rey und der Leiter der Sektion Arbeit im Staats-

## Einreisen nach Einwanderungsgrund, September 2008 bis August 2009

Total: 137 728



\* davon 8936 Ausländer/-innen mit Schweizer Ehepartner/-in

Quelle: Bundesamt für Migration

sekretariat für Wirtschaft (SECO), Serge Gaillard, im November 2009 veranlasst, an Schweizer Unternehmen zu appellieren, wieder vermehrt Arbeitnehmer im Inland zu rekrutieren. Die hochqualifizierte Elite soll auch hier eine Sonderstellung geniessen: Ausländern mit einem Schweizer Hochschulabschluss will die Staatspolitische Kommission des Nationalrats den Zugang zum Schweizer Arbeitsmarkt gar erleichtern, um Forderungen aus der Wissenschaft nachzukommen.

Wie bei der Migration zeichnen sich bei der Integration neue Muster ab. Sie wird zwar reihum gefordert, doch geht es auch ohne. Wird gegenüber früheren Zuwanderern oft der Vorwurf laut, sie bemühten sich zu wenig um Integration, scheint es akzeptabel, dass die ausländische Wirtschaftselite unter sich bleibt. Sie schliesst sich zu eigenen Communities zusammen und schickt ihren Nachwuchs in internationale Schulen. Von ihnen wird nicht erwartet, dass sie Deutsch lernen. Mehr noch, es gilt als chic, sich auf Englisch zu verständigen. Wer nicht zur Elite gehört und unter das Ausländergesetz fällt, kann dagegen gar per Gesetz zu Deutschkursen verdonnert werden. Denn die Sprache ist der Schlüssel zur Integration. Trotzdem sind beispielsweise Italiener, die seit dreissig Jahren in der Schweiz leben und kaum Deutsch sprechen, besser integriert als etwa hier geborene Muslime. Das bedeutet, dass noch andere Kriterien über die Integration entscheiden.

Ein zentraler Aspekt neben der Sprache ist die soziale Stellung – je höher, desto kleiner die Integrationsprobleme. Ausgeklammert von diesem Grundsatz ist wiederum die Elite, die in ihrer Parallelwelt verbleibt und sich nicht im klassischen Sinn integriert. Prinzipiell gilt: Gut situierte Ausländer verdienen ihr eigenes Geld, verfügen über genügend Wohnraum, belasten die Sozialwerke nicht und verursachen daher kaum Probleme. Sie können aber von der Schweizer Mittelschicht als Bedrohung empfunden werden. Ein zuverlässiges Mass für die Integration einer Ausländergruppe sind binationale Ehen. Mischen sich Ausländer mit

Einheimischen, ist die Zeit des ängstlichen Distanzhaltens offensichtlich vorbei. Hoch im Kurs bei Schweizerinnen und Schweizern stehen Partner aus Italien, Deutschland, Brasilien, Serbien, Thailand und Frankreich. Symbolisch bedeutsam ist die politische Integration. Durch sie bewegt sich ein Mensch unter seinesgleichen und kann alle Möglichkeiten der Gesellschaft zu seinem Wohlergehen nutzen. Der Weg dahin führt aber fast immer über Konflikte, wie die Geschichte zeigt.

## Der Verdauungsprozess ist im Gang

Den Spannungen auf dem Arbeitsmarkt und bei der Integration zum Trotz nimmt die Skepsis gegenüber Ausländern ab. Dies besagt eine Studie der Umweltorganisation Ecopop. Obwohl der Ausländeranteil von 1998 bis 2009 von 19 auf 22 Prozent gestiegen ist, erachteten ihn im November 2009 nur noch 46 Prozent der Bevölkerung als zu hoch. Vor elf Jahren waren es noch über 50 Prozent. Der Meinungsumschwung lässt sich unter anderem damit erklären, dass die multikulturelle Gesellschaft für viele Menschen zur Selbstverständlichkeit geworden ist und dass die Migranten einen höheren Bildungsstand aufweisen.

Der Paradigmenwechsel in der Migrationspolitik – striktere Ausländer- und Asylgesetze bei einer gleichzeitigen Liberalisierung der Zuwanderung aus den EU- und EFTA-Staaten – hat einen Strukturwandel bewirkt. Am Wirtschaftsstandort Schweiz sind Wissen und Ideen gefragt. Durch die Zuwanderung hat das Land eine Leistungsfähigkeit erreicht, wie sie mit dem einheimischen Humankapital allein nicht möglich gewesen wäre. Indem sie das Personenfreizügigkeitsabkommen unterzeichnete, hat die Schweiz zwar Möglichkeiten zur Steuerung der Migration aufgegeben. Doch orientiert sich die Zuwanderung heute viel direkter an den Bedürfnissen des Arbeitsmarkts. Davon profitiert letztlich die Bevölkerung als Ganzes. ■

## Heisses Eisen Migration

# «Der Nutzen der Migration überwiegt die Kosten»

Gianni D'Amato, Professor am SFM – Swiss Forum for Migration and Population Studies der Universität Neuenburg, beleuchtet die Migration aus wissenschaftlicher Perspektive und setzt sie in einen grösseren Zusammenhang.

Interview **Andrea Duttwiler** Fotos **Hans-Peter Delacrétaz**

**Seit dem Inkrafttreten der Personenfreizügigkeit 2002 und insbesondere dem Wegfall der Kontingente 2007 hat sich die Zahl der Zuwanderer praktisch verdreifacht. Wie kann die Schweiz den grossen Zustrom bewältigen?**

**Gianni D'Amato:** Wie es scheint, recht gut. Der Aufschwung der letzten Jahre wäre ohne die Zuwanderer nicht möglich gewesen. Dank ihnen konnten Firmen Positionen besetzen, für die keine Schweizer zu finden waren. Hochqualifizierte Zuwanderer schaffen auch Arbeitsplätze, indem sie einen Beitrag zur Erhöhung der Produktivität und der Innovationskraft unseres Landes

**«Die Schweiz muss nicht den Arbeitsmarkt national schützen, sondern ihr Bildungssystem den neuen Gegebenheiten anpassen.»**

leisten. Sie tragen dazu bei, die Qualifikationen der einheimischen Arbeitskräfte zu erhöhen. Sie benötigen Dienstleistungen aller Art, die helfen, die Nachfrage nach weniger qualifizierten Personen aufrechtzuerhalten. Im Gegensatz zu früheren Krisen wie etwa jener in den 70er-Jahren haben die Migranten heute nicht mehr die Funktion von Konjunkturpuffern.

**Man hört immer wieder, die Migranten nähmen den Einheimischen die Arbeitsplätze nicht weg. Serge Gaillard sagt, durch Zuwanderung entstünden neue Arbeitsplätze ...**

Hier muss man differenzieren: Mit Hochqualifizierten werden in der Regel Positionen besetzt, die Schweizer nicht ausfüllen können. Niedrigqualifizierte üben hingegen Tätigkeiten aus, die Schweizer nicht übernehmen wollen. Eine Verdrängung findet allenfalls in Branchen statt, die früher von der Gesetzgebung «national» geschützt waren und in denen es heute zu einem Wettbewerb kommt. Neue Arbeitsplätze entstehen, wenn beispielsweise Ärzte oder Banker ganze Bereiche neu organisieren und neue Teams aufbauen. Nicht selten bringen sie aber ihre Vertrauensleute gleich mit.

**Weshalb ist die Schweiz für Einwanderer derart attraktiv?**

Zweifellos macht das Lohnniveau die Schweiz für Migranten attraktiv, obwohl auch die Kosten in unserem Land hoch sind.

Zudem bietet sie günstige Soft Factors wie Toleranz, Stabilität, internationale Schulen, ein vielschichtiges Kulturangebot und eine Stimmung, die bislang nicht als diskriminierend wahrgenommen wird. Politische Entwicklungen wie die Annahme der Minarettinitiative sind deshalb aufsehenerregende und gegenläufige Zeichen. Nehmen wir als Gegenbeispiel Ostdeutschland seit der Wende: Obwohl hier praktisch keine Ausländer leben, ist das Klima seit den 90er-Jahren derart vergiftet und nationalistisch aufgeladen, dass Firmen vielfach auf Investitionen verzichteten, obwohl die Arbeitskräfte günstiger gewesen wären als etwa in der Schweiz. Weiche Faktoren, welche die kreativen Klassen anziehen, sind deshalb matchentscheidend. Viele Firmen kommen in die Schweiz, da sie insbesondere im Becken Lausanne-Genf und im Raum Zürich gut ausgebildetes Personal finden, das auch mehrsprachig ist – für einen Firmensitz in Europa ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

**Micheline Calmy-Rey hat im November dazu aufgerufen, wieder vermehrt Arbeitnehmer in der Schweiz zu rekrutieren. Wie bringt man Unternehmen dazu, diese Aufforderung zu befolgen?**

Das ist als politische Intervention zur Beruhigung des internen Arbeitsmarkts zu werten. Das entscheidende Kriterium für ein Unternehmen sollte nicht die Nationalität einer Person sein, sondern ihre Kompetenzen. Die Schweiz muss nicht den Arbeitsmarkt national schützen, sondern ihr Bildungssystem den neuen Gegebenheiten anpassen. Auch hier Auszubildende müssen die Kompetenzen erlangen, um einmal höhere Positionen besetzen zu können, die heute meist Amerikanern vorbehalten sind.

**Die Wanderungsbilanz ist deshalb so hoch, weil weniger Ausländer als erwartet in der Krisenzeit in ihre Heimat zurückkehren. Wie könnte man die Rückwanderung aus arbeitsmarktlicher Sicht fördern?**

Die Ausländer, die trotz Arbeitslosigkeit in der Schweiz bleiben, tun dies, weil sie sich hier eine bessere Zukunftsperspektive erhoffen. Das sind mitunter die Niedrigqualifizierten. Wer indes überzeugt ist, dass es hier für ihn keine Zukunft gibt, zieht weiter. Das betrifft insbesondere die Gruppe der aussergewöhnlich hoch Qualifizierten. Es stellt sich aber grundsätzlich die Frage, ob eine Rückwanderung aus arbeitsmarktlicher Sicht sinnvoll ist. Wie erwähnt haben die Migranten in den letzten Jahren massgeblich zum Aufschwung beigetragen. Die Schweiz steht bezüglich ihrer

Stärken lediglich mit wenigen ausgesuchten Orten in direkter Konkurrenz. Doch strategische Branchen wie das Finanzwesen oder das Bildungswesen, etwa die renommierte ETH, brauchen Zugang zu Kompetenzen – zu «Brains» –, wie manchmal abschätzig gesagt wird. Es wäre fatal, hier Hürden wie eine Beschränkung der deutschen Einwanderer aufzustellen, die zu über 60 Prozent hochqualifiziert sind. Ohne die Deutschen ginge es uns nicht bes-

## «Integration bedeutet, die Möglichkeiten, die die Gesellschaft bietet, für die eigenen Ziele und das eigene Wohlergehen nutzen zu können.»

ser, da Kandidaten für gewisse Positionen fehlen würden. Sicher, bei Universitätsposten konkurrieren sie direkt mit Schweizern, doch steht es diesen dank der bilateralen Verträge ebenfalls frei, ins Ausland zu gehen. Schweizer Uniassistenten beispielsweise tun dies kaum, weil sie zu alt sind, eine ganz andere Lebensplanung haben oder lieber Geld verdienen wollen, als sich als Assistent auf einem unterbezahlten Posten ohne gesicherte Perspektive zu verdingen.

### Was kosten die Schweiz die vielen stellenlosen Migranten?

Es ist wichtig, zu wissen, dass die Migranten mehr in die Arbeitslosenkasse einzahlen, als sie beanspruchen. Mit den bilateralen Verträgen sind ihre sozialen Rechte aber geklärt. Wer Anspruch auf Unterstützung hat, wird davon Gebrauch machen. Es ist daher nicht vorgesehen, dass sie das Land bei einem Stellenverlust verlassen.

### Die neue Migrationswelle kennzeichnet sich durch den höheren Bildungsstand der Zuwanderer. Es kommen mehrheitlich Hochqualifizierte. Was bedeutet es für Städte und Gemeinden, wenn sie das Land nach wenigen Jahren wieder verlassen?

Wünschenswert wäre natürlich, dass Hochqualifizierte hier blieben und ihr Know-how weitergeben würden. Deshalb ist es für Städte und Gemeinden wichtig, so weit wie möglich ein attraktives Umfeld zu schaffen, wie es etwa in Zürich besteht. Dazu zählen internationale Schulen, die Möglichkeit philanthropischer Tätigkeiten, wie sie im angloamerikanischen Raum normal sind, oder andere Aspekte zu offerieren, die Anschlussmöglichkeiten bieten. Sehr mobile Personen, die von ihren Firmen an verschiedene Orte geschickt werden, gehen auch, wenn es ihnen in der Schweiz gefällt.

### Doch mit den Hochqualifizierten kommen weiterhin viele andere. Wie wünschenswert wären Beschränkungen bei der Zuwanderung?

Es braucht die ausländischen Arbeitnehmer. Insbesondere die Niedrigqualifizierten verrichten Tätigkeiten, für die sich keine Schweizer finden. Eine Einwanderungspolitik, die lediglich auf die Hochqualifizierten setzt, ist wenig realistisch und schafft neue Probleme. Wie erwähnt wäre der Aufschwung der letzten Jahre ohne die Zuwanderer nicht möglich gewesen.

### Wie sieht die Kosten-Nutzen-Bilanz der Migration aus?

Nun, wenn wir die Einwanderung allein aus utilitaristischer Perspektive betrachten wollen, überwiegt der Nutzen die Kosten. Die neue, arbeitsmarktorientierte Form der Migration bringt mehr Umsatz, erhöht das Sozialprodukt, die Produktivität und die Innovationsfähigkeit der Wirtschaft. Wie gesagt zahlen die zuge-

wanderten Arbeitnehmer mehr in die Arbeitslosenkasse ein, als sie beanspruchen. Wirkliche Kosten verursachen das Alter und Gebrechen, bei Ausländern wie auch Schweizern. Solange junge Leute in die Schweiz einwandern, tritt dieser Fall nicht ein. Allerdings dürfen wir moralische Aspekte nicht ausser Acht lassen. Wer in diesem Land für die geleistete Arbeit seine Gesundheit geopfert hat, darf nicht im Alter oder bei Krankheit und Invalidität zurückgeschickt werden. Das sind wir uns als moralische Gesellschaft schuldig.

### Leben die Leute einmal in der Schweiz, stellt sich die Frage der Integration. Was genau ist eigentlich Integration?

Integration bedeutet, die Möglichkeiten, die die Gesellschaft bietet, für die eigenen Ziele und das eigene Wohlergehen nutzen zu können. In der Schweiz ist Integration ein ganz wichtiger Begriff, weil sie seit ihrer Entstehung immer wieder zentrifugalen Kräften wie Religion und Politik ausgesetzt war. Bestehen indes Zugangsbarrieren für Migranten und strukturelle Unterschiede gegenüber Einheimischen, tut sich eine Gesellschaft schwer mit der Integration.

### Wie lässt sich Integration zuverlässig messen? Ein Portugiese, der sich unseren Bräuchen angepasst hat, sich aber seit 30 Jahren in der Schweiz nur unter Landsleuten bewegt, ist nicht unbedingt besser integriert als eine Person aus Ex-Jugoslawien, die hier geboren ist ...

Ein Portugiese, der unter seinesgleichen hier lebt, kann genauso integriert sein. Die Frage ist immer: Wie funktionieren Menschen? Jemand, der seine Arbeit erledigt oder die reguläre Schule besucht, gilt als integriert. Gegenwärtig gilt die Sprache als wichtigster Indikator für Integration genauso, wie Arbeit zu haben. Wenn dann sogenannte Defizite ausgemacht werden – und auf diese ist Integrationspolitik häufig aus –, fallen meist junge Menschen als unangepasst auf oder gelten vordergründig als zu wenig integriert, weil bei ihnen in dieser Betrachtungsweise die «Sozialisierung» nachbearbeitet werden muss. Das war früher bei den Italienern, später bei den Tamilen und ist jüngst bei den Kosovaren so. Ich würde den Spiess umdrehen und fragen: Wie sehr haben sich unsere Institutionen gegenüber den Migranten geöffnet? Institutionen, Firmen und der Arbeitsmarkt müssen sich auf die Migrationssituation und die kulturelle Vielfalt («Diversity Management») in diesem Land ebenfalls einrichten. Implizit spielen auch hier Fragen der Produktivitätssteigerung eine Rolle. Deshalb hilft es niemandem, diskriminierende Stellungen in einem Betrieb aufrechtzuerhalten. Bezüglich Öffnung besteht bei den Institutionen noch Verbesserungspotenzial. Denken wir nur an die jüngsten Abstimmungen. Die Schweiz kann nicht ein attraktives Einwanderungsland sein und alle zwei Jahre trotzig demonstrieren, man wolle Herr im eigenen Haus bleiben. Das ist eine seltsame und wenig zielführende Kommunikation.

### Die Sprache gilt als Schlüssel zur Integration. Wie valabel ist dieser Ansatz? Immerhin finden wir den englischsprachigen Manager-Jetset chic, verdonnern aber weniger Qualifizierte zu Deutschkursen ...

Bei den englischsprachigen Managern orientieren wir uns an der Globalisierung. Hier integrieren sich die Schweizer. Wer unter das Ausländergesetz fällt, kann tatsächlich von den zuständigen Behörden verpflichtet werden, sich sprachlich anzupassen. Tut er das nicht, steht die Niederlassungsbewilligung auf dem Spiel. Doch können auch Menschen völlig integriert sein, die seit 40 Jahren hier leben, ohne fliessend Deutsch zu sprechen. Die Sprache ist deshalb keine ultimative Messgrösse für die Integration.

### Wie lange ist ein Migrant überhaupt ein Migrant?



### Zur Person

Gianni D'Amato ist Professor für Migration und Staatsbürgerschaft an der Universität Neuenburg und Direktor des Schweizerischen Forums für Migrations- und Bevölkerungsstudien. Seinen Arbeitsschwerpunkt bilden die Themen Migration, Integration, Staatsbürgerschaft, politische Bewegungen und Transnationalismus. Gianni D'Amato ist verheiratet und Vater zweier Kinder im Schulalter. Er pendelt zwischen Zürich und Neuenburg und zählt Eishockey zu seinen Hobbys.

Die Antwort auf diese Frage ist verzwickelt. Der «Migrant» hat im landläufigen Sprachgebrauch häufig den «Ausländer» ersetzt, den viele als einen diskriminierenden Begriff erachtet haben. Allerdings konnte der «Ausländer» mit der Einbürgerung seinen Status ändern und einer von uns werden. Der «Migrant» kann es nicht: So gibt es bekanntlich Schweizer mit Migrationshintergrund. Fast könnte man meinen, in den Sozialwissenschaften gelte der abgewandelte Spruch «Einmal Migrant, immer Migrant». Für die Politik verheisst dies nichts Gutes. Meiner Ansicht nach ist eine Person, die Zugang zu den Ressourcen einer Gesellschaft hat, kein Migrant mehr, da der Unterschied zu den anderen wegfällt. Der

Begriff ist zwar angebracht, wenn man nicht den rechtlichen Ausländerstatus ansprechen will, bleibt aber verwirrend, denn die 18 000 Migrantenkinder, die jährlich hier geboren werden, sind ja nie wirklich gewandert.

### Welche Rolle spielen politische Rechte bei der Integration?

Die politischen Rechte sind mitunter symbolisch wichtig, weil sie Gleichheit schaffen. Geschieht dies nicht, bleibt man immer Bürger zweiter Klasse. Als Nächstes wird sich für die Schweiz wieder die Frage stellen, wie sie die Einbürgerung erleichtert. Momentan ist das kantonale unterschiedlich. Historisch interessant ist,



dass Konflikte bei Fragen der politischen Integration dazugehören. Sei es bei den Katholiken, den Juden oder auch den Frauen – die Integration erfolgte immer über lange Auseinandersetzungen und die Anerkennung der Grund- bzw. Bürgerrechte.

#### **Wo liegt die Grenze zwischen gelungener Integration und totaler Assimilation?**

Assimilation gilt gemeinhin als schwieriger Begriff und wird im deutschsprachigen Raum vermieden, weil er an die Polen- und Judenpolitik im Deutschen Reich erinnert. Und trotz Assimilation wurden im Vorfeld und während des Zweiten Weltkriegs deutsche Juden verfolgt und vernichtet. Politisch war dadurch der Begriff der Assimilation diskreditiert, denn offensichtlich schliesst Assimilation nicht aus, dass Menschen als Andere identifiziert werden. Gebrauch wird der Begriff in der amerikanischen Soziologie, wenn die Übernahme kultureller Werte angesprochen wird. Auch in der Schweiz wurde Assimilation als Begriff in den 80er-Jahren durch Integration ersetzt. Diese gründet auf Gegenseitigkeit. Integration beinhaltet den Zugang zu bestimmten Rechten, Institutionen und zur Teilnahme am normalen Leben. Dies verlangt den Migrant etwas ab, aber auch die Gesellschaft muss sich öffnen. Beim Ausländergesetz ist die Integration in diesem Sinne aufgeführt, aber in der Praxis noch nicht umgesetzt. Wird sie aber nicht realisiert, sondern nur gefordert, gehen wir faktisch zurück zur früheren Assimilationserwartung.

#### **Wie bewusst findet die Integration bei Personen der zweiten und dritten Generation statt, die hier geboren sind?**

Es gehört zu den grössten Verirrungen, in die uns unsere bisherige Ausländerpolitik geführt hat, bei Menschen, die hier geboren sind oder gar deren Eltern hier geboren wurden, einen Mangel an Integration zu vermuten. Natürlich sind diese längst integriert. Für sie ist es normal, hier zu leben. Schüler empfinden es heute als selbstverständlich, Mitschüler mit anderen Namen als Müller oder Meier in ihrer Klasse zu haben.

#### **Die Schweiz hat auch so viele Ausländer, weil es etwa im Gegensatz zum klassischen Einwanderungsland USA so lange dauert, bis eine Person den Pass erhält. Sind die Ausländer ein hausgemachtes Problem?**

Die Schweiz bürgert heute immerhin 35 000 Personen pro Jahr ordentlich ein anstatt 6000 wie vor 20 Jahren. Das ist möglich, weil mehr und mehr Menschen aufgrund ihrer Aufenthaltsjahre ein Einbürgerungsgesuch stellen können. Jährlich werden aber rund 18 000 Kinder als Migranten geboren. Würde in der

«Es gehört zu den grössten Verirrungen, in die uns unsere bisherige Ausländerpolitik geführt hat, bei Menschen, die hier geboren sind, einen Mangel an Integration zu vermuten.»

Schweiz das «ius soli» gelten, wären diese, wie ich meine, «fiktiven» Ausländer automatisch Schweizer. Beim «ius soli» verleiht der Staat, weil es seinen Interessen entspricht, allen Kindern, die auf seinem Staatsgebiet geboren werden, die Staatsbürgerschaft. Weil dies nicht passiert, hat sich der Ausländerstatus in den letzten 20 Jahren auf rund 350 000 in der Schweiz geborene Personen übertragen, was bei der Betrachtung der Statistik nicht unerheblich ist.

#### **Welches sind Ihre Prognosen für die Zuwanderung in den kommenden fünf bis zehn Jahren?**

Ich bin kein Prognostiker. Doch wird die Zuwanderung anhalten, da der Arbeitsmarkt die Migranten weiterhin braucht und wir davon ausgehen können, dass diese Frage mit der Personenfreizügigkeit geregelt ist. ■

## Deutsche in der Schweiz

# Die Schweiz wird deutscher

Etwa 250 000 Deutsche wohnen und arbeiten in der Schweiz, und seit 2007 wandern jedes Jahr 30 000 weitere aus unserem nördlichen Nachbarland ein. Sie werden von Schweizer Firmen rekrutiert, sind gut ausgebildet, sprechen unsere Sprache. Beste Voraussetzungen also, sich in der neuen Heimat zu integrieren. Aber gelingt dies ihnen auch?



Kosmopolitin Christiane Bergmann\* gibt Ausländern Nachhilfeunterricht – in Deutsch und Schweizerdeutsch.

Text **Anita Schuler** Fotos **Simone Gloor**

Christiane Bergmann\* ist vor knapp zwei Jahren mit ihrer Familie in die Schweiz gezogen. «Mein Mann Michael ist Betriebswirt und bei einem internationalen Autokonzern angestellt. Alle fünf Jahre muss er in einem anderen europäischen Land arbeiten. Aus diesem Grund hat uns sein Arbeitgeber 2007 von Frankreich in die Schweiz geschickt», erzählt die Berlinerin. Ihre Kinder, Henrik (7) und Philip (5), gehen in Gockhausen in die französische Schule, die kleine Hélène (3) besucht donnerstags die Spielgruppe. «Wir schicken unsere Kinder in diese Schule, um ihnen den Um-

**«Internationalität ist für die Schweizer doch etwas Normales. Das sieht man ja schon an den vier Landessprachen.»**

Christiane Bergmann

zug in ein neues Land möglichst zu vereinfachen. Sie sollen weiterhin die Sprache sprechen können, die sie fernab ihrer Heimat gelernt haben.» Mutter Christiane ist die Kosmopolitin der Familie. Sie hat schon in Holland, Spanien und Westafrika gearbeitet. Sich neu zu orientieren, fällt ihr leicht. «Wir Ausländer finden zueinander, weil wir dieselben Probleme und Bedürfnisse im Gastland haben.» Nein, unter Schweizern integriert sei sie nicht – in ihrer Ausländergruppe aber schon. «In Spanien liegt man sich schon nach dem zweiten Treffen in den Armen.»

Die Internetspezialistin Marike Carstens wohnt und arbeitet seit mehr als sechs Jahren in der Schweiz. Auch sie hat nur eine Handvoll einheimischer Freunde. «Irgendwie finde ich den Draht zu den Schweizern nicht. Bis heute bin ich nur von wenigen Schweizern zu sich nach Hause eingeladen worden», bedauert sie. Woran es liegen könnte, ausser daran, dass sie Deutsche ist, wisse sie nicht. «Vielleicht sind es versteckte Codes, die ich nicht verstehe», versucht sie das mangelnde Verständnis zwischen Deutschen und Schweizern zu erklären.

## Sprache und Kinder sind Integrationshilfen

Als das IT-Büro der Schweizer Firma in Konstanz schloss, wechselte Marike Carstens in die Niederlassung in Zug. «Ich war ziemlich naiv und dachte, ich werde mit der Sprache schon klarkommen», erinnert sie sich lachend. Sie bat ihre Kunden, unbedingt Schweizerdeutsch mit ihr zu sprechen. Trotzdem, bei den Gesprächen ihrer Arbeitskollegen konnte sie anfangs nicht mithalten. «Ich habe am Mittagstisch manchmal nicht einmal begriffen, worum es ging.» Sechs Monate später verstand sie den Innerschweizer Dialekt – sprechen kann sie ihn bis heute nicht. ▶

\* Name geändert



**Marike Carstens, IT-Spezialistin:**  
 «Auch wenn die Lebenskosten hoch sind – es bleibt einfach mehr vom Lohn übrig als in Deutschland.»

► Bei der Familie Bergmann schlagen die Kinder die Sprachbrücke. Philip macht Eiskunstlauf, Henrik geht ins Eishockey und spielt Schlagzeug. «Die Kinder sprechen mit ihren Kollegen Schweizerdeutsch – und deren Eltern mit mir», erzählt Christiane Bergmann. Weil Sprache ein wichtiges Integrationselement ist, führt Christiane Bergmann als persönlichen Beitrag zur Integration eine Konversationsgruppe. In Fronarbeit unterstützt sie einmal pro Woche vor allem die französischsprachigen Elternkollegen beim Deutschlernen und Schweizerdeutschverstehen.

### In der Schweiz ist vieles anders – für die anderen

Mit ihrer Erfahrung hilft Christiane Bergmann anderen Expatriates – so nennt man die Fachkraft eines internationalen Unternehmens, die vorübergehend an eine ausländische Zweigstelle entsandt wird –, sich mit den Sitten und Gebräuchen des Gastlandes zurechtzufinden. Zum Beispiel, wo man sein Auto abstellen darf und wo nicht. «Ob ein Parkfeld gelb oder weiss markiert ist, hatte für mich bis anhin in keinem Land eine besondere Bedeutung. Als

ich aber in der Schweiz mein Auto auf einem gelb markierten, also privaten Parkplatz abstellte, klemmte bereits nach 30 Minuten ein Zettel des wütenden Besitzers unter dem Scheibenwischer.» Gestört habe sie dabei, «dass man als Ausländer sofort alles wissen und richtig machen muss. Toleranz spürte ich kaum.» Jedes Land

### Die Schweiz – ein Volk von Deutschen

In der Schweiz lebten 2008 1,7 Millionen Ausländer. Eine grosse Gruppe bilden mit 250 000 Personen die Deutschen. Seit 2006 hat sich die Einwanderungszahl der Deutschen verdoppelt: Kamen bis anhin lediglich zwischen 9000 und maximal 16000 von ihnen jährlich in die Schweiz, wandern seit 2007 jedes Jahr 30000 Deutsche in die Schweiz ein. 58 Prozent aller Einwanderer haben einen Hochschulabschluss. Genauso die Deutschen: Von ihnen haben sechs von zehn entweder eine höhere Berufsbildung oder einen Hochschulabschluss.

## «Die Masse der Schweizer ist sich nicht bewusst, wie wichtig qualifizierte Arbeitskräfte aus dem Ausland für sie sind.»

Marike Carstens

habe seine eigenen Grundsätze des Zusammenlebens. «In Frankreich ist zwar alles viel lockerer, dafür werden Regeln weniger eingehalten», relativiert Christiane Bergmann. Es gibt auch ungeschriebene Gesetze, wie die Mutter mitbekommen hat: «Eine Kollegin erzählte mir, wie ein Mitmieter ihr einen Zettel an die Wohnungstür gehängt habe, weil sie am Vorabend die Spielsachen im Treppenhaus hatte liegen lassen. Man sei hier nicht in der Bronx, stand darauf.»

Marike Carstens lobt die helvetische Zuverlässigkeit. Vieles gefällt ihr in der Schweiz: «Die Lebensqualität ist höher und die Luft sauberer.» Und: «Läuft man in der Schweiz über einen Rasen, hat man keinen Hundekot unter den Füßen», sagt sie mit einem Augenzwinkern.

### Der Gebildetere ist ein Deutscher

Marike Carstens arbeitet heute als Senior E-Business-Manager in der Region Zürich. Die ausgebildete Agraringenieurin kam via Praktika in Banken auf Umwegen zur Internetbranche. Dennoch: Mit ihrem Studium und den zehn Jahren Erfahrung hat sie die besseren Chancen auf einen ausgeschriebenen Job als Schweizer Bewerber. Sie meint: «In meinem Fall erhielt einfach derjenige Bewerber die Stelle, der auch die entsprechenden Qualifikationen vorweisen konnte.» Darum kommt sie zum Schluss: «Die Masse der Schweizer ist sich nicht bewusst, wie wichtig qualifizierte Arbeitskräfte aus dem Ausland für sie sind.» Wie sie von hiesigen Müttern erfahren hat, sind die Hürden für ein Studium und das Schweizer Schulsystem anspruchsvoll. «Es ist ja unglaublich, welchen Druck die Schweizer Schüler aushalten müssen, um eine Matura zu erlangen!» Damit meint sie nicht die lange Schulzeit oder den umfangreichen Schulstoff. «Mich dünkt, nicht die gute Leistung zählt, sondern die Stressresistenz.» Für die Deutsche ist es unverständlich, wie mit schwierigen Aufnahmeprüfungen, einem hohen Notendurchschnitt und Probezeiten im ersten Gymnasialjahr verhindert wird, dass mehr Schüler die Matura erlangen. Christiane Bergmann hat Ähnliches festgestellt: «Das ist kein gleichberechtigtes System. Nicht die Begabung führt zur Matura – weiterkommt, wer sich Nachhilfeunterricht leisten kann.»

### Die Schweiz ist ein Vielvölkerland

«Internationalität ist für die Schweizer doch etwas Normales. Das sieht man ja schon an den vier Landessprachen», meint Christiane Bergmann. Sie versteht deshalb nicht, warum sich die Schweizer im Alltag so engstirnig geben. «Einerseits gibt es hier eine Multikultigesellschaft. Treten andererseits ein paar Ausländer zusammen in einem Grüppchen auf, sind sie den Schweizern bereits im Weg.»

Kopfschüttelnd erzählt Marike Carstens von einem für sie prägenden Erlebnis, als sie sich aktiv ins Dorfleben einbringen wollte: «Vor einiger Zeit wollte ich ins Blasorchester meiner Wohngemein-

de eintreten. Frohen Mutes setzte ich mich zur anderen Tenorsaxophonistin. Anstatt mich als Neue zu begrüßen oder gar in die Gruppe einzuführen, drehte sie sich absichtlich von mir weg.»

### Zurück nach Deutschland – um nicht mehr Ausländer zu sein

Die aktuelle Tendenz, wie Medien und Politik in der Schweiz mit dem Thema Ausländer umgehen, findet Marike Carstens schädlich für das weltoffene Image des Landes. «Mein Gott, was ist los? Habt ihr das nötig?», fragt sie konsterniert. Darum gebe es für sie momentan hauptsächlich einen Grund, nach Deutschland zurückzukehren: «Wenn ich Kinder hätte, würde ich nicht wollen, dass sie als unerwünschte Ausländer aufwachsen müssen. Aber so behandelt man uns Deutsche in der Schweiz.» Erstmals zu spüren bekam sie dies an einem Public Viewing während des Eröffnungsspiels der Fussball-Weltmeisterschaft 2006. «Schossen die Deutschen ein Tor, wurde geklatscht. Schon bei der geringsten Torchance für die gegnerische Mannschaft wurde geklatscht, geöhlt und gestampft», schüttelt Marike Carstens verständnislos den Kopf.

Christiane Bergmann weiss noch nicht, wohin die Familie ziehen soll, wenn die fünf Jahre in der Schweiz vorbei sind. «Unser Leben ist hier. Wir wüssten gar nicht, wohin nach Deutschland wir zurück sollten. Auch dort wären wir wieder Fremde.» Heimwehgefühle kennt sie dennoch: «Einkaufen in Konstanz macht einfach mehr Spass. Wir gehen in die Eisdiele, kaufen schwarzes Vollkornbrot, machen Besorgungen im dm drogerie markt. Das ist wie zu Hause.»



#### «Exgüsi»

Dass Gleiches nicht dasselbe ist, darüber kann man ein ganzes Buch schreiben. Aus diesem Grund haben die Autoren Sandra Willmeroth und Fredy Hämmerli einen Knigge für Deutsche und Schweizer herausgegeben. «Exgüsi» soll Missverständnisse vermeiden helfen – auf beiden Seiten. So ist der Umgangston der Deutschen nicht als Befehl gemeint, sondern zeigt lediglich ihre Zielstrebigkeit. Ähnlich der Umstand, dass sie aus mehreren Hundert Bewerbungen mit Superlativen herausragen müssen. Die schweizerische Höflichkeit hingegen – meist in Floskeln verpackt – ist mehr als eine Bitte oder Frage, sondern eine stille Aufforderung. Nicht verstanden? Genauso geht es vielen Deutschen und Schweizern!

Sandra Willmeroth, Fredy Hämmerli:

**Exgüsi**

Verlag Orell Füssli, Zürich, 2009, 187 Seiten, CHF 37.90  
ISBN 978-3-280-05353-9

## Ein deutscher Arbeitsloser in der Schweiz

# Heimat- und arbeitslos

Seit knapp einem Jahr wohnt Daniel Schmidt\* in Kloten. Der 47-Jährige kam letztes Jahr in die Schweiz, weil ihn eine Zürcher IT-Firma als neuen Mitarbeiter aus Deutschland geholt hat. Bereits nach vier Monaten entliess sie ihn wieder.

Text **Anita Schuler** Foto **Simone Gloor**

Nur der Kunstdruck mit den Kirschen steht noch in Luftpolsterfolie eingepackt am Boden, sonst ist die Wohnung komplett eingerichtet. Ein Tablar des grossen Regals im Wohnzimmer ist ausschliesslich mit Schweizer Wanderführern bestückt. Als Geograf ist Schmidt von der hiesigen Landschaft fasziniert. Jedes Wochenende geht er in die Berge, entdeckt die Schweiz und kennt sein neues Wohnland bald besser als manch ein Schweizer Bürger. Ansonsten lebt er zurückgezogen, Daniel Schmidt schämt sich – er ist arbeitslos. In zahlreichen IT-Projekten hat Schmidt gearbeitet, für Energieanbieter, in der Industrie und für Banken. Er kennt grosse Rechenzentren genauso wie kleinere Unternehmen. Eigentlich hätte alles so bleiben können, wie es war. Wenn da nicht das Angebot aus der Schweiz gekommen wäre. Ein Schweizer Geschäftspartner lud ihn an Neujahr 2009 zu einem Bewerbungsgespräch ein. Bereits zwei Wochen später entschied sich Daniel Schmidt und sagte zu. «Ich wollte herausfinden, ob ich es an einem Ort schaffe, wo ich nichts und niemanden kenne.» Er kaufte sich ein Auto, das er für die Arbeit zwingend benötigt, zügelte den gesamten Hausrat von Bremen nach Kloten und bezog eine bescheidene Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung. Die Küche ist so eng, dass nur eine Person darin Platz hat, aber ihm genügt sie. «Das macht nichts, ich habe weder Kinder noch Frau.»

### Plötzlich passte der importierte Mitarbeiter nicht mehr in die Schweizer Firma

Daniel Schmidt ging mit Elan und Freude an die neue Arbeit. «Ich hatte Spass an der neuen Herausforderung.» Trotzdem ahnte er etwas. «Nach einigen Wochen verhielt sich mein Chef komisch, er wurde reservierter, beobachtete mich bei der Arbeit.» Dann, nach den Sommerferien, die dramatische Wende. «Der Chef zitierte mich in sein Büro und liess mich wissen, dass ich nicht in die Firma passe», erzählt Daniel Schmidt konsterniert. Das war ein Schock. Wird er in der Schweiz bleiben können? Ihn überkamen

Gefühle der Unsicherheit und des Selbstzweifels. «Es ist passiert, was nicht hätte passieren sollen», stellt er nüchtern fest. Nichtsdestotrotz raufte er sich sofort zusammen, um schnellstmöglich eine neue Stelle zu finden.

### Sich anpassen und niemandem zur Last fallen

Der überregional bekannte Fachmann hatte in der Branche schon einiges geleistet. Ihm ist sofort klar: «Jetzt ist handeln angesagt. Und nach vorne schauen.» Trotz Kündigung gibt Schmidt sein Bestes, um hier sesshaft zu werden. «Ich bin Gast in der Schweiz und will niemandem zur Last fallen», sagt er mit Nachdruck und bemüht sich intensiv um eine neue Stelle. Er hat sich beim Regionalen Arbeitsvermittlungszentrum (RAV) angemeldet und erhält wie alle anderen, die während mindestens zwölf Monaten gearbeitet haben, Arbeitslosenentschädigung. Egal, aus welchem EU-Land er kommt. Als Daniel Schmidt nach sechs Wochen noch immer keinen neuen Job gefunden hat, nimmt er an einem Bewerbungskurs teil. Hier erfährt er, dass Arbeitszeugnisse in der Schweiz anders verstanden werden als in Deutschland. «Bei Vorstellungsgesprächen merkte ich, dass der Satz ‹Wir lösen das Arbeitsverhältnis im besten gegenseitigen Einverständnis auf in der Schweiz so verstanden wird, dass ich mir etwas habe zuschulden kommen lassen.› Diese Erkenntnis veranlasste ihn, seine Bewerbungsunterlagen anzupassen.

Eines fällt besonders auf: Daniel Schmidt ist überaus vorsichtig, ja sogar ängstlich. Er tut alles, um so schnell wie möglich wieder eine Arbeit zu erlangen und seiner «Schadensminderungspflicht» gerecht zu werden. Schliesslich ist er in die Schweiz gekommen, um hier zu leben und zu arbeiten. Um seine Bemühungen in der Stellensuche nicht zu gefährden und keine Beschimpfungen oder gar Drohungen befürchten zu müssen, wie sie

\* Name geändert



Daniel Schmidt\* befürchtet, als arbeitsloser Deutscher in der Schweiz besonders unerwünscht zu sein.

ein deutscher Kollege erhalten hat, heisst Daniel Schmidt nur im Text so. Denn seine Geschichte steht hier stellvertretend für die anderer deutscher Einwanderer mit ähnlichen Erlebnissen.

### Wahre Freunde fragen nicht nach der Herkunft

Halt findet Daniel Schmidt bei seiner Familie oder den beiden Freunden, die er an der neuen Stelle kennengelernt hat. Mit ihnen spricht er über seine Sorgen, über die zermürbende Stellensuche oder die Einsamkeit. Ob ihren Pass ein Adler oder ein Kreuz zierte – der eine wohnt im aargauischen Zurzach, der andere im deutschen Hohentengen –, spielt für ihn keine Rolle. Schliesslich sei Vertrauen keine Frage der Nationalität. Ab und zu trifft sich Daniel Schmidt mit Freunden und besucht ein Blueskonzert oder die Oper. Die meiste Zeit jedoch bleibt er allein, liest schon frühmorgens um sechs diverse Stellenanzeigen, analysiert die Jobangebote, schreibt individualisierte Bewerbungen, bereitet sich gründlich

auf ein Vorstellungsgespräch vor. Ab und zu braucht er Abstand vom Alltag eines Stellensuchenden. Dann wählt er einen ihm noch unbekannteren Schweizer Berggipfel aus und zieht los, um ihn zu erklimmen.

Rund 24 000 Franken hat Daniel Schmidt in den Neubeginn in der Schweiz investiert – Kosten für Umzug, Wohnungseinrichtung, Auto und anderes. «Mein ehemaliger Chef in Deutschland versicherte mir, ich könne jederzeit wieder bei ihm arbeiten», erinnert er sich. Wegen der Wirtschaftslage ist das Angebot inzwischen ein Lippenbekenntnis geworden. Daniel Schmidt wäre bereit, etwas ganz anderes zu machen: Reisen zu verkaufen, wie er es zu Studienzeiten getan hat, im Winter als Hilfsskilehrer auf der Piste stehen, in der obersten Liga des Sportmanagements mitarbeiten. Aber eigentlich ist er IT-Fachmann mit internationaler Erfahrung. Und eine solche Arbeit wünscht er sich wieder: in der Informatikbranche, auf internationalem Parkett – am liebsten in der Schweiz. ■



Rund um den Tisch Deutsch lernen. Die Immigrantinnen schätzen den bildhaften, direkten Unterricht. Rechts Lis Keller.

## Begegnungsplattform für Einheimische und Zugewanderte

# Niederschwellig, integrierend, erfolgreich

Integration ist eine gegenseitige Sache. Ohne unkompliziertes Aufeinanderzugehen funktioniert sie nicht. Im aargauischen Zufikon feiert «alli-mitenand» den fünften Geburtstag. Ein erfolgreiches Beispiel freiwilliger Integrationsarbeit.

Text und Fotos **Hans Rechsteiner**

Erster Donnerstag im Monat, vormittags im Zufikerhuus. Um einen grossen Tisch sitzen zwölf Frauen aus sieben Ländern und lernen im «café-international» Deutsch. Kursleiterin Lis Keller hält einfache Zeichnungen hoch, die Fremdsprachigen erkennen die abgebildete Tätigkeit und versuchen, den richtigen Satz zu bilden: «Ich arbeite, ich telefoniere, ich gehe spazieren.» Schon das einfache Formulieren sei eine grosse Herausforderung, erklärt Lis Keller. In den Muttersprachen der Teilnehmerinnen hätten für uns logische Begriffe komplizierte Umschreibungen, erläutert sie. «In ihren Sprachen gibt es Ausdrücke wie etwa das Wort Hotel gar nicht, sodass sie aufs Englische ausweichen wie beim Car für Auto.»

Die «Lernbegleiterin», die früher im Personalwesen gearbeitet und sich in Lernbegleitung, Integration und Migration weitergebildet hat, war im Juni 2004 unter den Organisatoren eines interkulturellen Marktes, der Personen aus 17 Nationen mit Einheimischen zusammenführte. Nach jenem gelungenen Anlass bildete

die Kerngruppe «alli-mitenand», eine Begegnungsplattform im Zufikerhuus, welche seither, finanziell unterstützt durch das Bundesamt für Migration und den Kanton Aargau, mit grossem Einsatz integrative Gratisarbeit leistet. «alli-mitenand» deckt vielfältige Bedürfnisse wie «Begegnung zwischen Alteingesessenen und Neuzuzüglern, Deutschtraining, Kinderbetreuung/Frühdeutsch und Kulturaustausch» ab. Das Aushängeschild ist das «café-international», wo sich Migrantinnen und Schweizerinnen – auch Männer sind willkommen – regelmässig und unkompliziert treffen.

### Sprache als wichtigstes Integrationsmittel

Eine der Teilnehmerinnen ist die 31-jährige Sri-Lankerin Chithira Yogaratnam. Ihr Ehemann ist vor 16 Jahren in die Schweiz gekommen und wurde im Jahr 2009 in Zufikon eingebürgert. Der Berufsfischer hatte aus Jaffna fliehen müssen, weil man ihm als Tamil-Hindu die Existenzgrundlage entzog. Chithira Yogaratnam konnte vor elf Jahren in die Schweiz einreisen, die Familie hat drei

Kinder. «Die Sprache lernen ist das Wichtigste», sagt sie. Das zeigt sich spätestens, wenn die Kinder in den Kindergarten eintreten, und akzentuiert sich während deren Schulzeit. «Wir Eltern sind völlig hilflos, weil wir ihnen bei den Hausaufgaben nicht helfen können.» Da seien Asylsuchende und Migrantinnen wie sie auf «alli-mitenand» und das «café-international» angewiesen. Hier erhalte sie gratis Sprachunterricht, für den sie kein Geld aufbringen könnte, hält Chithira Yogaratnam fest. Besonders wertvoll sei für die Kinder die am Mittwoch-Treff angebotene Spielanimation mit Aufgabenhilfe. «Schon die Kleinsten lernen von ihren Schweizer Spielgefährten ganz automatisch Deutsch, oft auch Dialektausdrücke, die wir Eltern sowieso nie verstehen werden», lacht Chithira Yogaratnam.

## Niederschwellig Integrationsprobleme angehen

Die Probleme, welche die Zugewanderten in der Schweiz erwarten, sind auf den ersten Blick profan. Für Fremdsprachige bilden sie unüberwindliche Hindernisse. Wie soll sich die Türkin, die erst seit wenigen Wochen hier lebt, beim Arzt verständlich ausdrücken? Wie kann sie verstehen, was ihr der Apotheker vom Beipackzettel eines Medikamentes vorliest? Wie soll die Somalierin einkaufen, wenn sie die Namen der Produkte nicht lesen kann und das gängige Geld nicht kennt? Was soll das tamilische Ehepaar tun, wenn der Lehrer zum Elterngespräch ruft? «In vielen Bereichen des Alltags springen wir in die Bresche», erklärt Lis Keller. «Wir haben dank dem interkulturellen Markt den Bedarf an niederschweligen Integrationsangeboten erkannt.»

In Zufikon sind 18,2 Prozent der 4067 Einwohner Zugewanderte. Die Männer finden grösstenteils in den Klein- und Mittelbetrieben der Region Arbeit. Die Frauen versuchen, mit Putzarbeiten ihr spärliches Haushaltsbudget aufzubessern. Rifaya Haaris (41) aus dem sri-lankischen Baticalore kann das nicht. Wie ihr Ehemann, eigentlich Lehrer, hat sie den Status eines vorläufig aufgenommenen Kriegsflüchtlings. Diese dürfen in der Schweiz nicht arbeiten. Die beiden haben vier Kinder, das älteste ist ein Fünftklässler. Auch Rifaya Haaris nennt als ihr erstes Problem die Verständigung auf Deutsch. Für Tamilen sei diese Sprache besonders fremd. «Und zwar in Alphabet, Aussprache und Bedeutung», ergänzt Lis Keller. Ein Beispiel: «Bitte geben Sie mir keine Betäubungsspritze» heisst in Tamil sinngemäss «Mir Schmerz Verhinderung Nadel es wollen nicht». Ohne Beistand kann man das im Spital kaum kommunizieren.

Rifaya Haaris ist erst seit drei Jahren in der Schweiz, entsprechend dürftig sind ihre Deutschkenntnisse. Die sechsköpfige Tamilenfamilie plagen existenzielle Ängste. Sie muss mit 350 Franken pro Woche von der Sozialhilfe auskommen. «Ich muss mit dem Essen sehr knapp kalkulieren. Sogar die Aktionen von Migros und Coop sind mir zu teuer», gibt sie zu verstehen. Ihre Söhne würden gerne im Fussballclub mitspielen wie ihre Schulkameraden, doch das würde 200 Franken pro Kopf als Jahresbeitrag kosten – das liegt nicht drin. Umso dankbarer ist Rifaya Haaris dem «alli-mitenand» für das kostenlose Kursangebot und die Kontakte. Notfalls begleitet eine Schweizerin die Frauen zu Behörden und Institutionen oder zum Arzt. «Die Schweiz ist perfekt», loben die beiden Migrantinnen.

## Vom Mittwochtreff bis zum Männerdeutsch

Unter dem «alli-mitenand»-Dach gibt es mehrere Angebote. An einem Mittwochnachmittag im Monat stehen Aufgabenhilfe durch Sekundarschülerinnen, Kinderbetreuung durch Schüler-

innen aus der Mittel- und Oberstufe, Spielgruppen-Workshops und Bewegungsspiele auf dem Programm.

Ein Anlass für die ganze Familie, aber auch für Singles ist der «alli-mitenand»-Treff für Einheimische und Neuzuzüger, viermal im Jahr. Frisch im Angebot ist der Samstagabendkurs für schichtarbeitende Männer. Unter den Teilnehmern sind selbstverständlich auch die Ehemänner von Chithira Yogaratnam und Rifaya Haaris. Und so nebenher stellen die «alli-mitenand»-Organisationsteams weitere nützliche integrative Aktionen auf die Beine. Ein Beispiel: «Frau» sieht sich in den Bibliotheken nach Sprach- und Kinderbüchern um.

Das «café-international» kennt übrigens eine sympathische Besonderheit: Das Frauenteam betreut den ersten Donnerstag im Monat, die Realschule Zufikon den dritten. Richtig gelesen: Im Rahmen des Deutschunterrichts übernehmen die 14-Jährigen klassenweise jeweils den Part der Deutschtrainer, natürlich von ihrer Lehrperson darauf vorbereitet. Der gegenseitige Lernerfolg ist beeindruckend. Während die Migrantinnen Deutsch lernen, erfahren die Jugendlichen den Umgang mit Erwachsenen, erlangen Selbst- und Verantwortungsbewusstsein, lernen, auf ungewohnte Situationen flexibel zu reagieren und nicht zuletzt: zuzuhören.

[www.alli-mitenand.ch](http://www.alli-mitenand.ch)



«Die Schweiz ist perfekt.» Rifaya Haaris und ihre Tochter Fatima, Chithira Yogaratnam (von links).



In der Spiel- und Bastecke lernen schon die Vorschulkinder ein paar deutsche Ausdrücke, begleitet von Denise Huser.

## Temporärarbeit

# Mehr Tücke als Brücke

In den letzten fünf Jahren hat sich die Zahl der temporär Arbeitenden fast verdoppelt. Jeder zweite ist Ausländer. Mit einer geringeren Chance auf eine Festanstellung als Einheimische. Und in einer oft prekären Lage.

Text und Foto **Miriam Bollhalter**

«Heute geht es mir in der Schweiz sehr gut, aber vor Weihnachten 2008 war ich der Verzweiflung nahe», resümiert Novica Momcilovic seine Erfahrungen als ausländischer Temporärarbeiter. 2007 verlor er seine Stelle als Mechaniker in Wien, wo er rund 2000 Euro im Monat netto verdiente. Nach neunmonatiger Arbeitslosigkeit blieb dem damals 47-jährigen nichts als die Jobsuche im Ausland. «Wir hatten nur noch die Invalidenrente meiner Frau – damit kann man nicht leben, und Sozialhilfe ist für mich unwürdig.»

Der Spezialist für Auftragsschweissen bewarb sich im Internet, im Sommer 2008 vermittelte ihm eine Temporärfirma aus dem Rheintal einen Job. Angeblich für drei bis vier Monate, danach, so die Firma, würde er eine feste Anstellung bekommen. Doch das Gastspiel war von kurzer Dauer: «Nach sechs Wochen brauchte mich das Unternehmen nicht mehr.» Sein Lohn waren 33 bis 34 Franken brutto pro Stunde, «dazu verdiente ich zwischendurch – wegen eines Unterbruchs – eine Woche lang gar nichts». Von der versprochenen Dauerstelle wusste der Einsatzbetrieb nichts. «Als ich es erwähnte, kündigte mir das Temporärbüro.» Danach folgten zwei Wochen ohne Job, in denen Miete, Krankenkasse und Lebensmittel bezahlt werden mussten. Irgendwann reichte das Tiefinsportmonnaie-Greifen nicht mehr. Statt Geld aus der Schweiz zu erhalten, musste Momcilovics Familie Geld aus Wien überweisen.

Der gelernte Kraftfahrzeugtechniker bewarb sich erneut, eine Firma aus Volketswil ZH vermittelte ihm eine Stelle in Frauenfeld. «Ich musste täglich zweieinhalb Stunden mit dem Zug pendeln, Spesen bekam ich keine vergütet.» Sein Arbeitgeber, die Temporärfirma, habe ihn belehrt, diese seien im Stundenlohn von 32.50 Franken inbegriffen. «Sei froh, dass du einen Job hast!», meinte mein Chef zu meiner Spesenanfrage nur – da hat es mich fast umgehauen.» Weil er weder trinkt noch raucht noch ausgeht, schaffte es Novica Momcilovic trotz allem, etwas Geld auf die Seite zu legen. «Insgesamt konnte ich nach vier Monaten als Temporärer meiner Familie 1200 Franken nach Wien schicken.»

## Schlechte Erfahrungen kein Einzelfall

Novica Momcilovic stellt eine auffallende Parallele zwischen den beiden Personalverleihfirmen fest. «Auch die Zürcher Agentur versprach mir eine Festanstellung. Doch als ich danach fragte, kündigte mir die Temporärfirma – obwohl man im Einsatzbetrieb mit meiner Arbeit zufrieden war», erzählt der Spezialist für Schienenunterhalt. Tagelanges Warten auf einen neuen Einsatz. Neue Stelle, wieder Probezeit und so weiter. Frust. «Zum Glück empfahl mir ein ehemaliger Vorgesetzter, mich bei der Sersa Group AG zu be-

werben, die Firma gelte als ein sehr guter Arbeitgeber.» Momcilovic erhielt gleich eine Festanstellung. Da er inzwischen wieder temporär arbeitete, kündigte er seiner Temporärfirma telefonisch. «Tags darauf behauptete die Agentur jedoch, ich müsse es schriftlich tun, was ich tat. Dennoch wurde mir eine Konventionalstrafe

**«Jeder kann es in der Schweiz schaffen, wenn er will. Aber nicht über eine Temporärfirma.»**

Novica Momcilovic

von 1280 Franken wegen angeblicher Nichteinhaltung der Kündigungsfrist auferlegt, dazu 260 Franken für Wohnungssuche und noch 780 Franken für irgendetwas. Das war elend.» Mit seinen Protesten kam er beim Personalverleiher nicht durch. Schliesslich bekam er gerade mal 380 Franken überwiesen.

Gerettet habe ihn sein neuer Arbeitgeber. «Die Sersa AG gab mir nicht nur einen Anfangslohn von 6200 Franken, sondern auch einen Vorschuss von 4000 Franken, damit ich über Weihnachten nach Hause fahren konnte. Ich konnte es nicht glauben», erinnert sich der Familienvater. Später bezahlte die Firma auch eine Weiterbildung. Diese hat ihm inzwischen eine Lohnerhöhung von 1000 Franken eingebracht. «Ausserdem fühle ich mich bei der Firma wie in einer Familie. Ich bin sehr gut in der Schweiz integriert, die Schweizer sind sehr nett. Man sollte nur nicht erwähnen, wie es sich für einen Wiener anhört, wenn sie anstatt Dienstag Ziistig sagen», beschreibt Novi, wie ihn seine Schweizer Kollegen nennen, seinen Integrationsbeitrag. Er lacht und zeigt mit

## Personenfreizügigkeit

Staatsangehörige aus Österreich unterstehen lediglich einer Meldepflicht. Erwerbstätige aus den EU-8-Ländern unterstehen einer Bewilligungspflicht zwecks Anwendung des Inländervorrangs und der vorgängigen Kontrolle der Lohn- und Arbeitsbedingungen. Im Zuge der Einführung der Freizügigkeit 2004 wurden flankierende Massnahmen gegen Lohn- und Sozialdumping in Kraft gesetzt. Diese sollen die Gleichstellung sichern, da für alle in der Schweiz Arbeitenden dieselben minimalen Lohn- und Arbeitsbedingungen gelten.

Stolz die Parkkarten der Sersa Group, die ihm ermöglichen, sein Auto in der ganzen Schweiz zu parkieren. Sein Fazit: «Jeder kann es in der Schweiz schaffen, wenn er will. Aber nicht über eine Temporärfirma.»

## Ratlos in Zürich

Anders als Momcilovic hatte Tibor Bodzar den langen Atem nicht. Der 52-jährige Maurer kam im August 2008 über ein Stelleninserat auf einer slowakischen Internetplattform in die Schweiz. «Meine Berufskollegen waren sehr zufrieden in Deutschland und Österreich. Da nahm ich an, dass es in der Schweiz genauso gut sein würde.» Das Vorstellungsgespräch in seiner Heimat bot keinen Anlass für Zweifel. Er werde als Temporärer anfangen; was genau dies bedeutete, verstand Bodzar nicht ganz, danach aber, nachdem er sich als Maurer bewährt habe, würde er eine Dauerstelle erhalten, sicherte ihm der Chef persönlich zu. Und dann könne er auch eine Wohnung mieten.

Obwohl der Jobanfang auf den Tag nach seiner Einreise versprochen war, wartete der Bauarbeiter eine Woche auf den ersten Einsatz – auf eigene Rechnung. «Ich kam mir vor wie bestellt und nicht abgeholt», erinnert sich Bodzar. Der erste Einsatz begann mit einer Überraschung: Die Belegschaft sprach Portugiesisch, und der Slowake begriff nicht, warum er bei der Anstellung Deutschkenntnisse vorweisen musste. Die Arbeit hier war nach wenigen Tagen zu Ende, es folgten weitere kleine Jobs. Dazwischen musste er jedoch tagelang auf den nächsten Einsatz warten. «Insgesamt habe ich in zwei Monaten mit Unterbrüchen bei fünf verschiedenen Firmen als Hilfsarbeiter gearbeitet», erzählt der gelernte Maurer. Dabei dürfen aus den EU-8-Ländern, zu denen die Slowakei gehört, im Rahmen der hierzulande geltenden Personenfreizügigkeit mit Beschränkungen nur qualifizierte Arbeitskräfte eine Arbeitsbewilligung erhalten.

Wie die Arbeits- war auch Bodzars Wohnsituation miserabel. Die Temporärfirma hatte ihm eine Unterkunft in Embrach organisiert, obwohl er meistens um halb sieben am anderen Ende des Kantons Zürich sein musste. Sein Tag begann so um fünf Uhr früh. 1200 Franken bezahlte er zusammen mit einem Mitbewohner für

## «Die Unternehmen nehmen denjenigen, den sie billiger bekommen. Und das sind Temporäre, vor allem Ausländer.»

André Kaufmann

das Zweierzimmer. Plus 30 Franken Zugspesen täglich. «Was ich verdiente, gab ich für Unterkunft, Zugbillette und Essen wieder aus», sagt Bodzar und staunt: «Wie ist es möglich, dass in einem Land der Arbeitsweg für einen Tag teurer sein kann als das Fleisch für eine ganze Familie zum Abendessen?» Zur Enttäuschung kam die Einsamkeit, und auch der mitgebrachte Groschen schwand. Da er trotz seinem guten Deutsch nicht wusste, wo Rat suchen, entschied sich der Familienvater, in die Heimat zurückzukehren. Was blieb, war unter dem Strich ein Monatslohn, den er auch dort erwirtschaftet hätte, und die Überzeugung: «In die Schweiz will ich nicht einmal mehr als Tourist hin.»

## Das Prekariat der Temporärarbeiter ist bekannt

André Kaufmann von der Gewerkschaft Unia weiss um die Probleme von temporär Arbeitenden: «Da ist zuerst die Unsicherheit. Früher war für einen Arbeiter, vor allem auf dem Bau, klar: Ich

arbeite vom 1. März bis 30. November. Heute wissen Temporärarbeiter hingegen nicht, wie lange sie hier beschäftigt sein werden.» Weil es den Status des Saisonniers nicht mehr gibt, werde die saisonale Arbeit durch Personalverleih abgedeckt. Die Firmen rekrutierten im Ausland, holten Leute in die Schweiz, denen man laut Arbeitsvertrag mit dem Temporärbüro innert kürzester Zeit kündigen dürfe. «Die Frist beträgt oft nur zwei Tage, das ist eine prekäre Situation», hält Kaufmann fest. Zudem dauerten die Einsätze oft nur sehr kurz. Während der Unterbrüche verdiene ein Temporärer gar nichts. Die Arbeitsverhältnisse selbst sind in der Tempo-

## «Insgesamt konnte ich nach vier Monaten als Temporärer meiner Familie 1200 Franken nach Wien schicken.»

Novica Momcilovic

rärbranche, ob für Schweizer oder für Ausländer, oft misslich. «Da die ausländischen Arbeiter hierzulande aber weniger etabliert sind, sind sie stärker betroffen. Nicht alle können sich gleichermassen gegen Ungerechtigkeiten wehren.» Und von den rund 272 000 Temporärarbeitskräften, die in der Schweiz jährlich im Einsatz sind, ist jeder zweite ein Ausländer.

So ging es auch Tibor Bodzar. Er wusste nicht, ob der ihm ausbezahlte Lohn angemessen war. Er wusste nicht, was die Abkürzung GAV bedeutet. Und schon gar nicht, ob der Betrieb, in dem er arbeitete, einem Gesamtarbeitsvertrag unterstand. Wie hätte er überprüfen können, ob ihm allenfalls der dem GAV entsprechende Lohn zuteil wurde? Er wusste nicht, dass der Kanton in seinem Fall der Personalverleihfirma eine Arbeitsbewilligung als Maurer ausgestellt hatte. «Er hätte sich an uns wenden können. Wir versuchen, allen weiterzuhelfen», sagt der Unia-Gewerkschafter. Problematisch findet Kaufmann auch, dass manche Temporärfirmen ungerechtfertigte Lohnabzüge geltend machen. «Da werden Vermittlungsgebühren belastet, Kosten der Arbeitsbewilligung und anderes mehr», lässt er in die Trickkiste der Personalvermittler blicken.

Als weiteres Problem erwiesen sich die Vorstellungen der ausländischen Temporärarbeiter über die Kaufkraft des Schweizer Frankens oft schnell als unrealistisch. Ein Ausländer kenne die Lebenshaltungskosten in der Schweiz nicht, «einem Slowenen beispielsweise erscheint der versprochene Lohn hoch», sagt Kaufmann. Zwar haben nicht alle Branchen einen Gesamtarbeitsvertrag mit verbindlichen Mindestlöhnen, aber oft wissen die Arbeiter nicht, dass sie darauf Anrecht hätten. «Die Mindestlöhne werden oft unterschritten. Auch wissen wir, dass Temporäre oft tiefer entlohnt werden als Festangestellte», sagt Kaufmann. «Die

### Temporärarbeit

Der Begriff der Temporärarbeit umfasst hier nicht Arbeitnehmende im befristeten, sondern ausschliesslich im so genannten triangulären Arbeitsverhältnis: Arbeiter – Stellenvermittlung – Einsatzbetrieb. Entscheidend ist dabei, dass das Temporärbüro die Stelle findet, vermittelt und dem Arbeiter seinen Lohn bezahlt. In den letzten fünf Jahren hat sich der Anteil der Temporären fast verdoppelt. 2008 wies die Personalverleihbranche umgerechnet fast 75 000 Vollzeitstellen auf, verteilt auf rund 272 000 Arbeitnehmende. Gemäss Swisstaffing, dem Verband der Personaldienstleister der Schweiz, sind etwa die Hälfte der Temporärarbeitskräfte Ausländer.



Novica Momcilovic zeigt Maschinen für den Gleisunterhalt, die er instand halten und rangieren kann.

Unternehmen nehmen denjenigen, den sie billiger bekommen. Und das sind Temporäre, vor allem Ausländer.» Um Lohndumping zu vermeiden, führt die Unia täglich Kontrollen durch, vor allem auf dem Bau.

Um die schlechten Verhältnisse der Temporärbranche zu bekämpfen, hat die Gewerkschaft mit dem Verband der Personaldienstleister, Swisstaffing, in den vergangenen zwei Jahren einen Gesamtarbeitsvertrag ausgearbeitet. Dieser soll für den ganzen Temporärsektor für verbindlich erklärt werden. «Damit würden unter anderem Minimallöhne für alle temporär Arbeitenden verbindlich. Auch wären die Arbeiter in Bezug auf ihre berufliche Vorsorge besser gestellt als heute», erklärt der Unia-Mitarbeiter.

Das Vorhaben stösst jedoch auf grossen Widerstand: «Mittlerweile sind beim Staatssekretariat für Wirtschaft (SECO) 260 Einsprachen gegen diese Regelung hängig. Unter anderem hat die gesamte Arbeitgeberschaft der Industrie Einsprache erhoben und damit ihre Versprechen, die sie vor der Abstimmung über die Personenfreizügigkeit gemacht hatte, gebrochen.» André Kaufmann zeigt sich jedoch entschlossen: «Wir kämpfen weiterhin dafür, dass wir den GAV und somit die Gleichstellung der Temporären mit den in Festanstellung Arbeitenden zusammen mit den Bundesbehörden durchbringen.» Damit Erfahrungen, wie sie Novica Momcilovic und Tibor Bodzar gemacht haben, nicht zum helvetischen Exportartikel werden. ■